



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen**

**Haller, Johannes**

**Stuttgart [u.a.], 1930**

die deutsche Mode in Frankreich

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

wurden zeitweilig in den Kreisen der Pariser Intelligenz geradezu Mode. Die angesehensten Zeitschriften berichteten fortlaufend über Literatur, Kunst und Leben jenseits des Rheines, einige wurden eigens zu dem Zweck gegründet, den geistigen Austausch zu pflegen und Kenntnis und Verständnis deutscher Art zu verbreiten. War es zu Anfang mehr die deutsche Dichtung, für die man sich interessierte, so trat mit den Jahren die deutsche Wissenschaft ihr gleichberechtigt zur Seite. Deutschland galt als das Land, in dem und von dem man lernen müsse. Nach Deutschland reiste mancher junge Franzose, wie der Deutsche nach Italien reiste, um seine Bildung zu vervollständigen. Hie und da steigt die Achtung, die Bewunderung bis zur Schwärmerei, deren Äußerung sonderbar übertriebene, fast komische Formen annimmt. Es sind führende Männer des französischen Geisteslebens, die diesen Kultus mitmachen. Jules Michelet, der berühmte Geschichtschreiber, will durch Luther und die Nibelungen, durch Beethoven und Fichte in aufrichtiger Liebe deutscher als die Deutschen geworden sein. Victor Hugo bekennt, mit kindlichen Gefühlen zu Deutschland aufzusehen, zu dem edeln, heiligen Vaterland aller Denker; wäre er nicht Franzose, möchte er Deutscher sein. Lamartine besingt in seiner „Marseillaise des Friedens“ „des ersten Deutschlands hochgeborene Söhne“. Der junge Renan schreibt nach der ersten Bekanntschaft mit deutscher Literatur: „Ich glaubte in einen Tempel einzutreten . . . Von dort wird uns der Heiland kommen!“ So und ähnlich noch mancher.

Aber diese Schwärmerei hat eine bemerkenswerte Kehrseite. Die Generation der Romantiker, die damals in Frankreich den Reigen führte, sah auch in Deutschland das klassische Land der Romantik, ein Idyll, an dem man sich ästhetisch und moralisch erbauen könne; ein Land der natürlichen Einfalt und bürgerlichen Tugend, ganz Friede und Fleiß, Dichtung und Musik; ein Volk, in dem jeder Schulmeister ein tiefer Denker, jeder blondzöpfige Backfisch ein Gretchen und jeder langhaarige Musensohn ein Jung Siegfried war. Es war ein Spiegelbild der eigenen Phantasie, die nur sah,

was sie sehen wollte. Daß dieses Land, dieses Volk auch politisch etwas bedeuten könnte, kam den wenigsten in den Sinn. Es war gar zu harmlos.

Als der junge Edgar Quinet, selbst ein überzeugter Freund, aber, zum Unterschied von den andern, auch ein genauer Kenner Deutschlands, schon 1834 es wagte, den landläufigen Vorstellungen zu widersprechen und auf die Möglichkeiten hinzuweisen, die im preußischen Staate schlummerten, da fand er keinen Glauben, und die Redaktion der *Revue des deux Mondes* strich aus seinem Aufsatz die stärksten Stellen weg. Nicht besser ging es zwei Jahre später einem Abgeordneten namens Manguin, der in der Kammer auf die Gefahr aufmerksam machte, daß aus dem Deutschen Zollverein die staatliche Einigung Deutschlands unter Preußen hervorgehen könne und Frankreich dann mit einem Nachbarstaat nicht mehr von 14, sondern von 28 Millionen zu rechnen haben würde. Der Minister des Äußern widersprach, leugnete die Gefahr und wies jeden Gedanken an Einmischung als lächerlich zurück. Der Minister hieß — Adolphe Thiers! Man konnte sich schlechterdings nicht vorstellen, daß auch die deutsche Nation einen Willen, einen nationalen Ehrgeiz und eine politische Kraft entwickeln könne. Darum scheuten sich auch die französischen Deutschenschwärmer keinen Augenblick, dem von ihnen so vergötterten Volk eine Zumutung zu machen, die in entsprechender Umkehrung von jedem Franzosen als blutige Beleidigung empfunden worden wäre. Sie verlangten höchst unverfroren die Abtretung des Rheinlands. Preußen, meinte Lerminier 1835, solle doch so vernünftig sein, auf dieses Land zu verzichten, dessen Geist es niemals verstehen werde, weil es im Grunde französisch sei. Als fünf Jahre später die Gefahr eines europäischen Krieges Aussichten eröffnete, in den so lange und heiß ersehnten Besitz zu gelangen, war es Quinet, der am lautesten in Vers und Prosa die Forderung erhob, daß, um den Bruderkrieg zu verhüten, der Rhein wieder französisch werde, der Rhein, der in deutschen Händen Frankreich bedrohe, während er in französischem Besitz nur der Verteidigung diene. Ersatz

für den Verzicht sei im Osten zu finden. Luxemburg, Landau und Mainz seien „die Schlüssel von Paris“. „Ihr setzet“, so redet er die Deutschen an, „den Fuß auf unsere Schwelle, ihr steht in unserm Hause, ihr könnt, ohne auf ein Hindernis zu stoßen, bis an unsern Herd vordringen . . . Der Rhein ist eure Vergangenheit, die Donau eure Zukunft. Die türkische Donau wird euch unfehlbar und überreich für den französischen Rhein entschädigen.“ Ihm sekundierte Victor Hugo. Er sah im deutsch-französischen Bündnis, in der Vereinigung von Herz und Kopf Europas, den einzigen Schutz gegen britische und russische Unterdrückung. „Vereinigt unbesiegbar, Frankreich und Deutschland, beide groß nach Gottes Willen, über Europa herrschend, der Stamm der Sultane erloschen und erstorben — dann wird Gott der gesegneten, der heiligen Teutonia die Donau und uns den Rhein wiedergeben!“

Es ist heute üblich, im deutschen Volk zwei Seelen zu unterscheiden und dem Geist von Potsdam den von Weimar entgegenzustellen. Für das Frankreich zwischen 1815 und 1850 dürfte dasselbe gelten; auch dort gab es eine militärisch-kriegerische und eine intellektuell-pazifistische Richtung. Aber hinsichtlich der rheinischen Frage dachten sie gleich. Ob die Enthusiasten, die für Verbrüderung mit Deutschland schwärmten, wirklich aussprachen, was die Masse ihres Volkes empfand, mag eine offene Frage bleiben; daß die Nation hinter ihnen stand, wenn sie als Preis der Freundschaft das deutsche Rheinland forderten, ist nicht zu bezweifeln. In diesem Punkte waren das intellektuelle und das politische Frankreich auch nach 1815 eins. Unvergessen waren die Überlieferungen von Richelieu, Ludwig XIV. und Danton, unvergessen die Tatsache, daß das große Programm der französischen Suprematie auf dem Festland einmal, wenn auch nur für einige Jahre, verwirklicht gewesen war, und die Lehre von den „natürlichen Grenzen“ blieb ein unantastbarer Glaubenssatz. Daß die alten Ansprüche nicht aufgegeben, nur vertagt waren und bei günstig scheinender Gelegenheit sofort hervorbrachen, hat mit Ausnahme der